

„Ungewohnte Sehnsucht. Der Dichter und Literaturwissenschaftler Gino Chiellino“:

Festrede von Herrn Prof. Dr. Dr. h. c. Walter Schmitz (Dresden) auf Herrn Prof. Dr. Carmine Gino Chiellino (Augsburg) anlässlich der Eröffnung der Chiellino-Forschungsstelle für Literatur und Migration am 10. Juli 2018 in Frankfurt/Oder

Vielen Dank Frau Tacke für die freundliche Einführung und auch der Kollegin Schoor für die freundliche Einladung. Ich bin sehr froh, dass ich hier bin. Ehe ich anfangen, versuche ich doch die Vorstellung aufzunehmen mit einem Zitat, das weit zurück reicht, nämlich bis zu Max Frisch. Es sind sogar zwei Zitate. Das eine schreibt er in der eingeschlossenen Schweiz während des zweiten Weltkrieges, „*die Vorstellung von einer Heimat, die rund um die Erde geht*“ – mal kein Migrantenantor, aber es geht auch so – und das zweite ist die Frage nach dem „*Migrantischen, das uns verbindet*“. Ich bin also sehr früh auf die Fragen *Wandern, über Grenzen gehen, Migration* gestoßen worden, sodass sich das zu einem großen Thema ausgewachsen hat für mich. Das hatte ich eigentlich nicht erwartet und das ist nicht zuletzt auch Gino Chiellino zu verdanken. Er war einer der ersten, ich glaube der zweite Poetikdozent in Dresden, hatte über viele Jahre dann die Chamisso-Poetikdozentur fortgesetzt. Ich jedenfalls habe viel davon gelernt und hoffe, dass alle anderen, die die Möglichkeit dazu haben, die auch nutzen und das selbe tun. Nun beginne ich aber, lieber Gino, sehr geehrte Damen und Herren:

Ungewohnte Sehnsucht. Der Dichter und Literaturwissenschaftler Gino Chiellino

Als ein Dichter namens Gino Chiellino an die bundesdeutsche Öffentlichkeit trat, war es damals, Mitte der 1970er Jahre, ein nicht vorhergesehenes und ein nicht vorgesehenes Ereignis. Und es war auch kein Einzelfall. Andere, mit fremdländischen Namen und ausländischer Herkunft, Franco Biondi, ein Freund Chiellinos, Rafiq Shami, den ich eigentlich Rafiq Shami [betont jeweils die hintere Silbe, Anm. J.P.] aussprechen müsste – und das wäre wohl immer noch falsch – aber wir tun uns eben da doch allzu leicht mit den Namen, die wir zu kennen meinen – Suleiman Taufiq, gar eine Frau, Zera Shiraq, erhoben den selben Anspruch auf Teilhabe in der deutschen Literatur, die hätte man da ja in *Literatur in Deutschland* umbenennen müssen. Einigermaßen befremdet reagierten dann auch die Inhaber der verschiedenen Kapitalsorten im literarischen Feld, die Herren des symbolischen Kapitals also, wie der realen Geldmacht, als sie derart mit Gedichten und literarischer Prosa konfrontiert wurden, deren Autoren nicht Eigentümer der deutschen Muttersprache waren, sie demnach, wie es mit einer üblich gewordenen, aber dennoch verräterischen Metapher heißt, sie

demnach gar nicht beherrschten – Das können Sie lesen in den frühen Rezensionen. Denn wenn Männer nach dem Debakel von 1945, nach dem Schock der offenen Konfrontation mit Schuld und Verbrechen, nun in Deutschland nicht mehr unbedingt Geschichte machen sollten, so blieb doch noch die Herrschaft über *die* Sprache, deren weibliche Kodierung in der Grammatik, offenbar auch untergründige metaphorische Verbindungen wach rief. Einen Schatten voraus hatte schon die Diskussion um die Gedichte eines gewissen Paul Celan geworfen, eines Ausländers, der, wie ein Kritiker der Frankfurter Allgemeinen Zeitung wusste, Deutsch nicht als Muttersprache hatte und dem man einen schöpferisch-poetischen Umgang mit ihr deshalb auch gar nicht zutrauen konnte. Also ich muss doch der Ordnung halber sagen, schon die Prämisse ist falsch. Natürlich ist Celan deutsch aufgewachsen, aber die FAZ sah das anders. Celans Gedichte seien, so der Kritiker Günther Plöcker, interessant, aber eben nur so wie man es – wenn ich Plöckers Subtext hier ausbuchstabieren darf – es von einem Ausländer erwartet. Also dann doch nicht so. Ein Schriftsteller also, der aus dem Ausland, der Fremde, kam und der sich nun an die deutsche Sprache heranwagte, ist Gino Carmine Chiellino gewesen. Ich lese Ihnen ein kurzes Gedicht, dass aber wenn von Chiellino die Rede ist, unverzichtbar ist. Ich bin sicher, wenn es einen Kanon gibt, dann muss es darin sein, *e paroe* – und ich spreche alles wahrscheinlich ganz furchtbar aus und bitte um Entschuldigung.

*e paroe
eranu de nostre
e cu ille a vita*

*poi la lingua
si fece diversa
a la vita era
quella degli altri*

*zu einer Fremdsprache
wurde das Leben
in der Fremde gehört es
uns wieder.*

Ich lese Chiellinos Übersetzung der ersten beiden Teile:

Die Worte

*Die Worte
gehörten uns
und mit ihnen das Leben*

Das war der erste Teil.

*Später änderte sich die Sprache
und das Leben war jenes
der anderen.*

*zu einer Fremdsprache
wurde das Leben
in der Fremde gehört es
uns wieder.*

Hier wird geradezu provozierend der deutschen Sprache die Alleinherrschaft über das Gedicht verweigert. Sie steht in einer Konstellation der Mehrsprachigkeit und dies ist ihr Gewinn. Dieses Gedicht, *e paroe*, aus dem Lyrikband *Sehnsucht nach Sprache*, ist dort Teil des dreisprachigen Zyklus *A terra ce*, den Chiellino, ich zitiere „*Anfang der Achtziger schrieb um herauszufinden, wie meine drei Sprachen sich untereinander austauschen*“. Dabei ging es ihm darum, ich zitiere weiter, „*dass die Übergänge flüssig klingen und zwar als Wiedergabe des flüssigen, ja dialogischen Austausches unter den drei Sprachen*“.

War er auch nach dem Ausweis jedes Personaldokumentes ein Italiener, so war Chiellinos Herkunft doch anders geprägt. Geboren und aufgewachsen ist Chiellino in Kalabrien, der, ich zitiere „*terra incognita of northern Europe*“ – wie man diese Region im Süden Italiens getauft hat. Chiellino hat diesem Topos und seiner Herkunft in der Reiseliteratur eine eindringliche Studie gewidmet. Es ist entlegen, das darf man glaub ich sagen. *E paroe* übersetzt Stationen, die sich in Chiellinos Biographie zeigen lassen, in Stadien der Sprache. Es beginnt in Kalabresisch, geht ins Italienische über, mündet ins Deutsche, später ändert sich die Sprache und das Leben war jenes der Anderen. Freilich provozierend oder zumindest irritierend konnte dies nur für diejenigen sein, für die eine Sprachgemeinschaft zugleich die Gemeinschaft der Nation verbürgte – Anders Chiellino: „*Nach dem Auszug aus der Sprache der Bauern und Handwerker im Sila-Gebirge um Kalabrien herum, die mich als Mensch geprägt hatte und nach einer weiteren Lehrzeit in der Standardsprache Italiens, in der ich mir eine Berufsidentität erworben hatte, habe ich mich*“, so Chiellino, „*für die deutsche Sprache entschlossen*“. Ein Wandern zwischen den Sprachen, als biographische Erfahrung, die sich an nationale Grenzen, innere und äußere, nicht hält. Denn aus Rom, dem Studienort, war Chiellino ins nördliche Land jenseits der Alpen gekommen. Er hatte Soziologie studiert und ein Forschungsinteresse führte ihn zunächst in die Industriegebiete des Wirtschaftswunderlandes BRD, um dort die Lage derer zu untersuchen, die sehr viel größerer Zahl bereits aus Italien nach Deutschland gekommen waren. Hier waren die Fremden nicht willkommen.

Deutschland hatte seit den 1950er Jahren Anwerbeabkommen für Arbeitskräfte geschlossen, zunächst mit Italien, dann folgten zahlreiche andere Länder. Doch behauptet die herrschende Doktrin bis weit ins 21. Jahrhundert hinein, Deutschland sei keinesfalls ein Einwanderungsland. So war für die fremden kein Platz vorgesehen und es hatte den Anschein als hoffe man, dass sie einfach wieder verschwinden würden. Sie waren angeworben worden als Gastarbeiter und diese Bezeichnung war so paradox, dass kreative Antworten der Poesie nicht ausbleiben konnten. Gastfreundschaft [gilt, Anm. J.P.], so sollte es im Jahr 1993, also fast zwei Jahrzehnte nach der Zeit, in der wir uns hier noch bewegen, dann der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker einmal formulieren, ich zitiere:

„für die Zivilisation, zu der wir uns bekennen, schon immer als Symbol. Sie ist das Zeichen der Toleranz, der Achtung vor der Würde und vor der Eigenheit des anderen. Es gibt keine Toleranz zwischen Gleichgültigen, diese wäre nichts wert. Vielmehr ist es ein offenes Willkommen zwischen Menschen, die ihre eigenen Überzeugungen haben. Wir möchten, dass sie, die sie aus ihrer Heimat zu uns gekommen sind, sich bei uns, wenn sie es wollen, zu Hause fühlen können als unsere wahren Mitbürger“

Auch 25 Jahre her, diese Rede. Davon konnte in diesen Jahren der Arbeitskräftewerbung keine Rede sein. Man wollte nur das aus der nationalsozialistischen Sprache belastete, verpönte Wort *Fremdarbeiter* vermeiden – da gibt es Dokumente, dass man gesagt hat *„das können wir jetzt nicht so sagen“* – aber keineswegs wollte man willkommene Gäste und künftige Mitbürger aufnehmen. Entscheidend war, dass sie arbeiteten. Ich zitiere aus der damaligen Quelle: *„Und dann arbeiten sie, schwere, unangenehme Tätigkeiten“* – die meisten als ungelernte Arbeiter bei BMW, Klaus Maffay, bei MAN, auf Baustellen – *„Gastarbeiter bauen die U-Bahn, das Olympiagelände“* – in München war das – *„und tragen dabei mehr zum Bruttosozialprodukt bei, als ihre deutschen Kollegen“*.

Gino Chiellino ist in der Ära der Gastarbeiter in die Bundesrepublik gekommen, aber er war kein Gastarbeiter. Er gehörte zu jenen jungen Intellektuellen, die mit den herrschenden Verhältnissen keineswegs einverstanden sein konnten. In der Kontinent-überspannenden Achtundsechziger-Bewegung hatte sich Opposition gegen Politik, Gesellschaft und Lebensstil an vielen Orten und in unterschiedlichen Schüben mit vielfältigen Akteuren und Akteursgruppen vorbereitet. Jene jungen Intellektuellen, noch vor oder auch nach dem Abschluss eines Universitätsstudiums, die aus dem Ausland ins kalte Deutschland gekommen waren, oft von den sozialistischen oder heterodox-kommunistischen Bewegungen in ihren Heimatländern geprägt, sie also sahen sich hier einer ungeahnten Aufgabe gegenüber, die zugleich eine Chance war. Es ging darum, die Lage der Gastarbeiter zur Sprache zu bringen, ihr Leben in der Fremde, die Entfremdung

der Arbeitsabläufe, in die sie grob funktional eingegliedert wurden, aber nicht kulturell oder weitergehend, die Entbehrungen, die ihnen zugemutet, die Sorgen um ihre zu Hause gebliebenen Familien, um ein gemeinschaftliches Leben mit den Deutschen, das ihnen vorenthalten wurde. Dass dies aus dem gesellschaftlich oktroyierten Schweigen zu befreien sei, dass man denjenigen, die über die elaborierten Codes der gesellschaftlichen Verständigung nicht verfügten, und denen der Zugang zu dieser Redemacht verwehrt blieb, dass man ihnen nun eine Stimme geben müsse, das war eine breit geteilte Überzeugung in dieser Gruppierung. Und wo, wenn nicht in der Literatur hätte man nicht die Freiheit gefunden, diese ausgeschlossene Fremdheit doch zu Wort kommen zu lassen. Die Literatur schien, überraschend in diesem Deutschland, die Chance für eine Sprache der Fremde zu bieten. Es entstehen erste Texte, Gedichte, kurze Prosa. „*Man löst sich von der Sprache im Koffer*“, wie man das oft genannt hat in einer damaligen Redeweise. Man löst sich vom Gastarbeiterdeutsch. Franco Biondi, mehrfach erwähnter Freund und Weggefährte, schreibt das dreiteilige Gedicht *Nicht nur Gastarbeiterdeutsch*, den Übergang von der Fremdsprache in diese Kreol-Sprache, zu einer Literatursprache. Carmine Chiellino hat diesem Text des Weggefährten und Freundes einen eindringlichen Essay gewidmet, bald neu nachzulesen in einer neuen Ausgabe von Chiellinos Essays.

Obschon Mitte der 1960er Jahre sich die bundesdeutsche literarische Szene allmählich politisiert hatte, obschon in jener Achtundsechzigerrevolte die Mauern des literarischen Elfenbeinturms geschleift und die Grenzen zwischen Literatur und Politik radikal geöffnet werden sollte, so war die Situation noch keineswegs offen, als die *Fremdherkünftigen* – das ist ein Wort Biondis – die fremd-herkünftigen Autoren das Forum der Literatur betreten wollten. Im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt seien sie willkommen und am richtigen Platz, doch Gino Chiellino fand eine genauere, poetische Prägung für das, was sie sich tatsächlich vorgenommen hatten, „*sich die Fremde nehmen*“. Dazu waren sie Willens. Denn, so zeigt sich bald, es ging um weitaus mehr, als um Teilhabe an einer der sozialen und anderen Interessengruppen, die sich damals formierten. Von dem *wir* seines kulturellen Ursprungs, ich zitiere ihn, hatte Chiellino sich verabschieden müssen, also aus Kalabrien, „*und ich hatte vergebens versucht*“, so berichtet er weiter, „*mir einen bindenden Zugang zum kollektiven Wir der Studentenbewegung in Rom zu verschaffen. Als ich in der deutschen Sprache ankam, war die deutschsprachige Lyrik ihrerseits dabei, sich von dem kollektiven wir der sechziger Jahre zu verabschieden*“. Ich zitiere aus einer anderen Quelle, weiterhin Chiellino:

„Es gab so etwas wie ein Projekt. Zwar traute sich niemand es auszusprechen, aber in den siebziger Jahren gab es immer noch Reste von Utopien, die viele aus meiner achtundsechziger Generation in sich trugen, weil wir sie nicht ausgelebt hatten. Im Bereich der europäischen Literatur gab es zum Beispiel die Arbeitsweltiliteratur oder die Frauenliteratur. Es waren Literaturen, die weiterhin mit einem Wir arbeiteten: Wir als Frauen, Wir als Arbeiter und hinzu kam das Wir als Homosexuelle und später das Wir als Behinderte und so weiter. Das große Wir der Revolutionäre gab es nicht mehr, aber es gab immerhin ein Wir als engagierte Interessengemeinschaften“.

Auch bei Chiellino fehlt damals noch nicht, und ich zitiere ihn jetzt hier zum letzten Mal an dieser Stelle, in diesem Abschnitt, *„ein trotziges Wir, ein Ausländer-Wir, das Sprachzugehörigkeit und ethnische Solidarität zugleich in sich trägt“*. Und doch ergriff der Fremde, auf dem Weg zu sich selbst, jetzt die Chance ein lyrisches Ich zu entwickeln und zugleich aus der Isolation der Einwanderer heraus zu treten, ich zitiere jetzt wieder, *„indem es sich einem Du als Gesprächspartner anvertraute“*. Das *Du* in den Gedichten dieser Zeit kann mal eine Geliebte, mal ein Gesprächspartner aus früheren Sprachen des *Ichs*, mal das *Ich* selbst sein, genauso wie es in der italienischen und deutschen Lyrik seit Jahrhunderten vorkommt. Der Weg über die Gastarbeiterrepräsentanz, über die Interessengemeinschaften zum *Ich*, ist zugleich ein Weg zu einer Identität und zur deutschen Sprache. Und die Identität ist eine poetische Identität, die sich über die äußeren Rollen hinaus bewegt ohne sie deshalb völlig zu verlieren.

Die persönliche Beziehung Chiellinos zur deutschen Sprache ist von dem Wunsch nach Zugehörigkeit geprägt. Eine Zugehörigkeit, die weit über die abstrakten Begriffe der Integrationsrhetorik hinaus geht. Es ist eine Zugehörigkeit in Liebe – *Liebe und Interkulturalität* heißt ein wichtiger Essayband von Chiellino. Chiellino ist, ich zitiere:

„auf der Suche nach dieser versöhnten Wir-Zugehörigkeit dem Königsweg gefolgt. Es wird wohl die Freude über meine dritte Sprache, die deutsche Sprache gewesen sein, die mich zur Zauberformel 'Du bist mien, ich bin dien', als Geburtsort der deutschen Liebeslyrik geführt hat. Den Weg zurück und bis in die Gegenwart habe ich über Ludwig Tiecks Novelle 'Des Lebens Überfluss' gefunden, wo zu lesen ist 'Nein, ich bin dir, du bist mir genug. Der Frühling kommt und du stellst deine Tulpe und Hyazinthe an das Fenster und wir sitzen hier'“.

Im Namen der Dresdener Tieck-Ausgabe danke ich dir für dieses Zitat [blickt zu Chiellino, Anm. J.P.].

Jetzt schreibt Chiellino jene Verse *Sich die Fremde nehmen*, die nicht nur als Lebensmotto für ihn selbst, sondern auch als Leitspruch für eine literarische Bewegung gelten könnten, die schließlich heute aus einer deutschen Literatur, wenn es sie den jemals gegeben hätte, und daran kann man ja auch zweifeln, unwiderruflich eine vielfältige und vielstimmige Literatur in

Deutschland gemacht hat. Doch ihre Entwicklung wurde so wie das Leben Chiellinos von Widerständen, Enttäuschungen und Zurückweisungen begleitet. Erfolge stellten sich nur langsam ein. Das ist hier nicht nachzuzeichnen, das wäre die große Biographie. Im Rückblick erstaunlich ist viel mehr, dass zäh und beharrlich sich die etablierte Literaturszene in Deutschland gegen diese Erfahrung des Fremden sperrte. Denn unerhört, und auch daran darf man heute und auch nach deinen schönen Zitaten erinnern, war sie ja keineswegs. Einen Bruch mit Traditionen bedeutete sie eben sowenig. Dazu doch kurz ein Exkurs. Um 1800, im Aufbruch in die große Epoche der Modernisierung, antwortete damals eine moderne Literatur, die man bereits romantisch nannte, auf die Herausforderungen einer gesteigerten Mobilität, ich müsste fast sagen einer enorm gesteigerten Mobilität um 1800, die Zeit war ja keineswegs idyllisch, zudem einer gewaltsamen transterritorialen Integration oder schlichter gesprochen, es brechen reihenweise die Territorien zusammen und integrieren sich neu, die, verbunden mit den Zwangsbewegungen der napoleonischen Weltkriege – auch das der damalige Terminus: Weltkrieg – verstörend genug war. Doch die romantischen Texte formulieren antwortend einen Aufbruch ins Offene und eine Bewegung, in der überhaupt erst erlebbar wird, was Heimat bedeuten kann. Und so führt diese Bewegung weit ausgreifend schließlich in eine bereicherte, sinnvoll gewordene Erfahrung der Rückkehr, Erleben und Erkennen der Heimat. Ob nun, Sie erinnern sich, bei Novalis, der junge Hyazinth auf seiner Suche nach der geliebten Rosenblütchen, nach einer Weltfahrt sich schließlich am Ort der gemeinsamen Kindheit wiederfindet. Ob Heinrich von Kleist gar die Hoffnung nicht preisgeben will, nach einer Reise rund um die Welt, zeitlich gesprochen durch die Geschichte der Welt, vielleicht eine Hintertür des Paradieses zu finden, die offen stünde, ob Joseph von Eichendorff, der katholisch-christliche Autor, in seinem Gedicht *Zwei Gesellen* die verabsolutierten Alternativen des freien Aufbruchs, einerseits des Verharrens im Stübchen und behaglich philisterhaft in Familie andererseits, bis zu ihrem jeweiligen Ende führt, beide Lebensformen als komplementär scheiternd darstellt, das Debakel in der Wüstenferne einerseits, das Versinken im Sumpf der Gewöhnlichkeit andererseits. Ob gar schon genremäßig erbaulicher und doch mit kühnem Anspruch Justinus Kerner ein Wanderlied schreibt und Schubert es komponiert, in dem der Aufbruch in die wandernde Welt von dionysischer Freude geleitet wird, „*wohlauf nun getrunken den funkelnden Wein, ade, denn ihr Lieben, geschieden muss sein*“, in der Ferne freilich wird dann das Verlorene als Heimat bewusst, „und Liebe, die folgt ihm, sie geht ihm zur Hand, so wird ihm zur Heimat das ferneste Land“. Fremdheit, Heimat, beides ist im kulturellen Erbe der Deutschen fest eingeschrieben. Doch wer liest die Schriften der Vergangenheit? Und wer nimmt sie ernsthaft beim Wort? Um 1900 hat sich als Resultat eine Entwicklung, die hier nicht nachzuzeichnen ist, der wir aber immer noch nicht entkommen sind, Heimat dann verfestigt zum Besitz, zum Eigenen, das in einer Bollwerkmentalität gegen das

andrängende Fremde, die zersetzenden Prozesse der Modernisierung, das Großstadtleben, die Oberflächlichkeit, die den Deutschen bekanntlich fremd und allenfalls den Franzosen eigen gewesen wäre, verteidigt werden muss. Im ersten Weltkrieg steigert sich die Defensivaggression zu einer Mentalität, die in der Heimatfront ihren Begriff findet. Es ist ein weiter Bogen zurück, den ich hier geschlagen habe und doch, es wäre reizvoll, und auch bei der Lektüre von Chiellinos Schriften und Gedichten nicht schwierig, diesen Weg zur Heimat, die eben kein Besitz ist, sondern eine Erfahrung im Durchgang durch Fremde und durch Sprache, auch in seinen Texten nachzuzeichnen, und ein wenig davon wollen wir wenigstens noch versuchen.

Das alles scheint in den 1960er Jahren weit zurück zu liegen. Doch die aggressiv ausgrenzende Aufladung des Heimatempfindens war noch längst nicht verblasst. Hatte ja, und auch daran sollten wir, da die Gegenwart immer etwas Gedächtnis-arm ist, doch erinnern, sie hatte ja auch noch einmal zusätzlichen Schub erhalten. Wie wäre denn aber auch von einer Bevölkerung, die mehrheitlich noch von der Erfahrung von Diktatur und Krieg geprägt war, die geprägt war von der Propaganda eines exklusiven und exzessiven Auserwähltheitsbewusstseins des deutschen Volkes, die geprägt war von der Brutalisierung des Alltags in der Diktatur, und der Organisation von Gewalt und zudem vom Krieg selbst – wie wäre von dieser Bevölkerung nun gelassene Offenheit und Bereitschaft das Fremde willkommen zu heißen zu erwarten gewesen? Und nur, weil es dem Genre der Festrede widerspricht, ergehe ich mich jetzt nicht ausführlicher in den Beschimpfungen, Beleidigungen, Vorhaltungen, die ganz üblich waren und die sich im Lauf der Jahrzehnte von einer Zuwanderergruppe auf die nächste übertragen, von denen die aus Italien kommen, bis hin zu den Türken und neuerdings zu den Arabern, die topisch identisch bleiben, die Forschung hat das gründlich aufgearbeitet. Man könnte es nachlesen, die Topoi wiederholen sich – ob das Boot voll ist, ob wir untergehen in einer Flut – auch die Schimpfworte wiederholen sich. Das klammere ich hier aus, aber ich denke, man muss auch daran sich erinnern, wenn man die Lebensleistung von Gino Chiellino verstehen will. Das hat sich nicht einfach als akademischer Weg oder als ehrenvolle poetische Karriere ergeben. Es ist diese soziale Unterfütterung der Semantik von Heimat und Fremde, der sich die Zuwanderer seit den 1960er Jahren – seien sie nun Gastarbeiter oder Intellektuelle – konfrontiert sahen. Und es ist der unschätzbare Verdienst einer Literatur der Migration, diese Erfahrung unverkürzt aufgenommen und sich ihr gestellt zu haben. Der literarische Eigensinn der Texte wird durch diese soziale Rahmung nicht geschmälert, sondern gewinnt überhaupt erst hier seine Kontur. Es ist an der Zeit, sich die Fremde zu nehmen – „*Nimm den Apfel an und verteile das Wort*“. Diese Gedichtzeilen Gino Chiellinos, die auf die Urszene des biblischen Sündenfalls – den Apfel vom Baum der Erkenntnis annehmen – anspielen, und sie als eine Szene der Emanzipation und Befreiung neu deuten, sind Rose Ausländer gewidmet, der Dichterin aus der

gewaltsam durch Nazideutschland vernichteten jüdisch-deutschen Kultur, in der Stadt Czernowitz in der Bukowina. Sie nehmen das Gespräch mit Rose Ausländers poetologischen Paradiesmythos auf, verweisen mit ihrem Appell auf jenen Aufbruch, den Rose Ausländer versucht hat, der sie biographisch nur in eine Dach-Matratzengruft in Düsseldorf geführt hat, in Gedichten aber sehr weit. Jenen *Aufbruch ins Mutterland Wort*, in dem die Dichterin in ihren letzten Lebensjahren den Menschen aus dem Schuldzusammenhang der Geschichte heraus hob, ohne diesen dunklen Grund zu leugnen. Im Dialog dieser beiden Gedichte von Gino Chiellino und Rose Ausländer, wird auch die Gefährdung des Migranten, des Wanderers, wird das Ungesicherte des Aufbruchs als Bedingung seiner Freiheit offenbart: „*Vergiss deine Grenzen! Wandere aus! Das Niemandsland unendlich nimmt dich auf*“. Mit der Reminiszenz des Niemandslandes, wohl doch an seinen Gedichtband *Die Niemandsrose* wird Paul Celan, dessen Werk Chiellino auch sonst nicht nur kennt und schätzt, sondern immer wieder anzitiert, in ein Gespräch in dem Gedicht für Rose Ausländer aufgenommen. Er ist wie sie aus Czernowitz gebürtig, der Schoah entkommen indessen. Dieses Niemandsland ist nicht nur ein Bereich, der den Flüchtling freundlich in ein Gespräch aufnimmt. Es ist nicht nur ein freies Land, dass niemandem gehört, sondern zugleich ist es eine Zone der Ungesicherheit. Wer sich dort aufhält ist als Fremdling ausgesetzt der Willkür von allen Seiten. Und doch bedarf nicht allein der Fremdling der Welt der Sesshaften, sondern die Sesshaften, die Verwurzelten, sehnen sich, wenn sie es sich doch nur eingestehen wollten, nach der Schönheit, die sich die Fremde nahm. Das ist eine ungewohnte Sehnsucht.

Das Titelgedicht der jüngsten Gedichtsammlung Chiellinos *Die Sehnsucht der Seerose nach der Libelle* entwirft in den ersten der Zeilen eine Erfahrung, die etwas besonders kostbares bedeutet, einzigartig für den, der sie gemacht hat. Es ist die Erfahrung der Liebe. Nicht nur der Gemeinschaft im Gespräch und der Erkenntnis, sondern der erotischen Vereinigung zugleich. Am Rand, nicht im Zentrum, „*am Ufer dieses Teiches, der unser Leben ist*“, so lauten die Zeilen, ist die Erfüllung des Lebens verwirklicht, im idyllischen Bild einer Naturszenerie. Dieses Idyll wird heftig gestört, mit einer Wendung auch des Vokabulars ins Grobe: „*Arschgesichter brechen ein, zerstören die Ruhe an diesem Teich, der unser Leben ist*“, mit dem Einbruch des leeren Geredes, des Schnatterns. In seinen Kommentaren meint Chiellino vereindeutigend, so sei es ihm manchmal gegangen, vor allem wenn Fachleute sich über das Leben in der Fremde unterhalten und in Talkshows ihr Bestes von sich geben. In der Bewegung der dritten Strophe aber wird das Paar, ein Ich, ein Du, oder zwei Ich in einer vereinten Getrenntheit, sich abkehren von der groben Störung, sich wiederfinden im Gespräch. Noch einmal ein doppeltes Zeichen, denn „*ein Gespräch sind wir*“ steht bei Friedrich Hölderlin, ein weiterer der deutschen Autoren, die so deutsch nicht sind, aber dafür oft von Chiellino zitiert werden, und im Gedicht selbst, im Zeichen der Schönheit der beweglichen Libelle,

wie auch der ruhenden Schönheit der Seerose, über der die Libelle schwebt. In einer zarten Personifikation werden Seerose und Libelle zusammengeführt, finden sich in der Sehnsucht, die auf Vereinigung hoffen darf. Die Seerose, so Chiellinos Kommentar, gehört zum Wasser. Sie ist die Schönheit des Wassers an sich. Im Gedicht ist es nicht mehr die Libelle, die Schwerelose, die Sehnsucht nach der Seerose hat, sondern es ist die Seerose, die Angewurzelte, die Sehnsucht nach der Libelle hat – eine ungewohnte Sehnsucht – aber vielleicht heute mehr denn je eine notwendige. Die Grenzen im Gedicht zwischen den Naturreichen nur werden hinfällig, die Grenzüberschreitung lässt sich ahnen. Die Pflanzen, die Tiere, geben den betrachtenden Menschen ein Bild des Lebens, des möglichen Wandels, in einer Schönheit, wie sie dieses Gedicht verwirklicht. Von einer Erlebnislyrik, die in trivialem Verständnis auf Gefühl und sentimental setzt, sind Chiellinos Verse weit entfernt. Sie formen Appelle: Sich die Fremde nehmen. Sie bieten Denkbilder, wie das von der ungewohnten und doch so verständlichen Sehnsucht der Seerose nach der Libelle. Gleichwohl, dies ist keine Gedankenlyrik, aber sie fordert zum Denken heraus. In dieses Nachdenken schaltet sich der Autor nicht nur mit den gewöhnlichen Formen des Autorkommentars, etwa in Interviews oder auch in einer Poetikvorlesung ein, sondern das Wechselspiel von poetischer und Vernunft-geleiteter Kreativität, ist das eigentliche Lebensthema des Gino Carmine Chiellino. Die Doppeltheit der Vornamen, die Chiellino benutzt, ist vielfach bemerkt und kommentiert worden. Für Carmine, also den Verweis auf *das Carmen*, den Gesang, das Gedicht ist – und von hieraus fällt das erhellende Licht auf die Thematik – der Vorname des Literaturwissenschaftlers, des Komparatisten und Germanisten Chiellino. Unter dem Namen Carmine Chiellino erscheinen seine wissenschaftlichen Werke, von der Habilitationsschrift *An den Ufern der Fremde* bis zum *ABC der Interkulturellen Literatur*. Gino Chiellinos Lyrik eröffnet bis dahin unbeachtete Wege der Sprache. Sie macht aufmerksam, nutzt das Ungewohnte. Sie verfremdet, um die Routinen des Selbstverständlichen zu durchbrechen und so die Fremde in der scheinbar eigenen Sprache zuzulassen und dieser scheinbar eigenen Sprache, die wir sicher zu besitzen glauben, eine neue Dimension, ein neues Gedächtnis, das gleichsam unter den Worten einwandert, zu schenken. In seinen Essays zur interkulturellen Literatur hat Chiellino dieses Konzept sorgfältig und weit ausgreifend ausgeführt, über die deutschsprachige Literatur hinaus, ins Französische, ins Italienische, ins Schwedische. Der Essayist und Literaturforscher Chiellino erkundet diese Wege, zeichnet sie präzise nach, entwickelt in beharrlicher Arbeit die Grundsätze einer interkulturellen Literatur.

Drei Gründe rechtfertigen für mich die Einrichtung einer Bibliothek Gino Chiellino für künftige Forschung – Sie rechtfertigen sie nicht nur, sondern machen sie notwendig: Die Zeitzeugenschaft, das Wissen, die Poesie. Ich freue mich, lieber Gino, über diese mehr als verdiente Anerkennung deiner Arbeit für die Poesie und für die Wissenschaften. Ich gratuliere den Initiatoren

dieser neuen Forschungseinrichtung, der ersten weltweit, wenn ich das richtig sehe – wenn schon global, dann doch bitte richtig – die einem Autor der interkulturellen Literatur gewidmet ist. Und ich wünsche der Bibliothek Gino Chiellino, die Leserinnen und Leser, die Nutzerinnen und Nutzer, die weiterbauen auf dem Grund, der hier gelegt ist – Fast möchte ich sagen, voll ungewohnter Sehnsucht nach der Schönheit der Begegnung mit dem Fremden. Vielen Dank, dass Sie mir so geduldig zugehört haben.